

Warum lehren wir Militarethik?

Festrede anlässlich des 25. Jubiläums des Instituts für Religion und Frieden

Wiener Neustadt, 24 Juni 2022

Dr Andrea Ellner, Defence Studies Department, King's College, London

(Es gilt das gesprochene Wort)

Guten Morgen, geehrte Herren

Zunächst einmal möchte ich mich herzlichst bei Stefan Gugerel für die Einladung bedanken, heute die Festansprache zu halten. Es ist mir wirklich eine große Ehre vor allem zu diesem wunderbaren Anlass, dem 25 Jubiläum des Instituts für Religion und Frieden, einer Institution von herausragender Bedeutung. Ich gehe einmal davon aus, dass zumindest die hier versammelten Experten und Vorgesetzten meine Wertschätzung für die Arbeit des Instituts teilen.

Das ist anders, wenn man vor Studierenden steht. Nicht alle jungen Offiziere sind so bei der Sache wie ein Leutnant der Royal Navy, der vor einigen Jahren sein Referat zur Lehre vom gerechten Krieg mit mir besprach. Er teilte mir seinen Plan mit, erzählte mir was er schon alles gelesen hatte und sagte dann ganz aufgeregt, dass er wisse er müsse einen Autor noch lesen. Der sei ganz klar ganz wichtig, weil er doch ständig erwähnt wird. Es sei dieser Justin Bello!

Ganz junge Offiziere sind oft noch stark mit ihrem engen Aufgabenbereich beschäftigt oder voller Enthusiasmus für ihr Gerät, wobei für sie beides die Verkörperung ihrer militärischen Identität ist. Ethik, die nicht mit mehr, sondern, wenn auch nicht immer weniger, aber doch gezügelter Gewalt zu tun hat, erscheint dann fast als Ablenkung. Höhere und hochrangige Offiziere sind nicht immer davon überzeugt, dass ihre Erfahrung möglicherweise erweitert werden kann, vor allem durch Experten die selbst nicht Dienst an der Waffe leisten oder geleistet haben.

Letzteres kann auch eine generellere Herausforderung sein. Es kann bisweilen schwierig sein als Zivilist Gehör zu finden vor allem, aber bei Weitem nicht nur, wenn militärische Kultur stark von maskulin stereotypischen Kämpferidealen oder einer patriarchalen zivilen Gesellschaft geprägt ist. Da wird dann vielleicht darauf verwiesen, dass die Zivilisten ja die Anforderungen und Zwänge von Militär und Krieg nicht verstehen können, weil sie sie nicht selbst erleben, oder, noch mehr auf den Punkt gebracht, dass sie einfach keine Ahnung haben.

Man kann solche Situationen allerdings bestens für eine ad hoc Ethiklektion nützen. Stellt sich doch sogleich eine ethische Frage, nämlich zum notwendigen gegenseitigen Verstehen im Rahmen zivil-militärischer Beziehungen. Im Falle von NATO-Staaten und deren Alliierten also in liberalen Demokratien, die ja zumindest den Anspruch erheben, auch wenn sie diesem

ganz klar oft nicht gerecht werden, menschliche Würde schützen zu wollen, nicht zuletzt durch friedenserhaltende und -wiederherstellende Maßnahmen.

Für mich ist das jetzt ein guter Einstieg in einen Rahmen für meinen Festvortrag zu skizzieren, der uns dann sogleich zum übergeordneten Sinn und Zweck ebenso wie zur Notwendigkeit forschungsgeleiteten und praxisbezogenen militäretischen Unterrichtes bringt.

Gegenseitiges Verstehen zwischen Zivilisten und Angehörigen des Militärs ist Voraussetzung dafür die konstitutionell vorgeschriebene demokratische Kontrolle des Militärs durch die politischen Institutionen zu gewährleisten. Dies folgt aus der Verfassungsvorgabe des Primats der Politik über das in demokratischen Regierungssystemen der Staat sein Gewaltmonopol ausübt. In aktiven parlamentarischen Demokratien werden die politischen Institutionen, d.h. die legitim gewählte Regierung, idealerweise durch die Wählerschaft zur Rechenschaft gezogen.

Das bedeutet, dass auch Wähler Zugang zu glaubwürdigen Informationen über militärische Belange, Tätigkeiten und das Funktionieren der Organisation der nationalen Streitkräfte haben müssen, um einschätzen zu können ob die Streitkräfte im Sinne der liberalen Werteorientierung handeln und eingesetzt werden. Dass das Militär sich mit ethischen Herausforderungen seines Handelns auseinandersetzt, ist also auch im Interesse der (politischen)

Gesellschaft. Jeder Auftrag, den die politische Instanz dem Militär gibt, hat nicht nur rechtliche, sondern auch ethische Dimensionen.

Es ist natürlich nicht unwahrscheinlich, dass die Bevölkerung wenig Interesse an diesem Diskurs hat. Dann stellt sich eine andere Frage, die uns momentan nicht beschäftigen kann, inwieweit Politik und Bildungssystem solches Interesse anregen müssen, um eine lebendige Demokratie zu fördern.

Was sich aus diesen Überlegungen ableitet, ist, dass Militäretik eingebettet ist, und immer mehr werden muss, in eine ganze Reihe anderer Fachrichtungen, wie hier der politischen Wissenschaft und Praxis.

Ohne Zweifel baut Militäretik fundamental auf Moralphilosophie, ebenso wie Theologie, auf. Sie teilt damit ihre intellektuellen Ursprünge mit dem internationalen Recht, mit dem sie auch im Dialog steht, zumindest in seiner liberalen Manifestation. Dass auch völlig andere moralische Prinzipien von unterschiedlichen politischen Ideologien abgeleitet werden können, demonstrieren die russische Regierung und ihre Streitkräfte gerade auf menschenverachtende Weise in der Ukraine. Aber machen wir uns nichts vor, wir haben auch historische und jüngere Vergehen zu verantworten die uns zwingen, das Spannungsfeld zwischen Ethik, Politik, Militär und Gesellschaft kritisch zu reflektieren und daraus zu lernen.

Militäretik muss also auch im Dialog mit Geschichtswissenschaft, Soziologie, Wirtschaft und, wie wir noch sehen werden, Psychologie stehen. Ist doch die zivile Gesellschaft auch die, wenn man will, Quelle militärischen Personals und, durch Steuern, der Finanzierung von Personal und Ausrüstung ebenso wie deren Herstellung. Für die Streitkräfte bedeutet das auch, dass sie demographisch, kulturell und professionell die Werte und Normen der Zivilgesellschaft oder besser *politeia* reflektieren und ihnen verbunden sein sollen. Denn sie sollen ja genau diese verteidigen.

Liberalen Demokratien, die zumindest anstreben ein Wertesystem zu vertreten, das man im weitesten Sinne als soziale Gerechtigkeit einschließlich des Schutzes der Menschenrechte beschreiben kann, und danach auch in ihrer Sicherheitspolitik zu handeln, sollten sich daher verpflichtet fühlen ihre Streitkräfte sowohl nach diesen normativen Vorgaben zu führen als auch einzusetzen. Dies gilt für Interventionen zur Befriedung, Stabilisierung oder andere Arten der Krisenbekämpfung in sogenannten Bürgerkriegen genauso wie zwischenstaatlichen gewaltsamen Konflikten, mit Alliierten und zur Unterstützung internationaler Organisationen. Politik trifft hier auf Friedensethik und Militäretik.

Über das Gewaltmonopol des Staates gelangen wir direkt zur Lehre des gerechten Krieges und dem *jus ad bellum*. Letztlich hat nur die Regierung das

Recht diese Entscheidung zu treffen. Höher und hochrangige Vertreter der Streitkräfte haben allerdings sehr wohl konsultative Rollen in der Entscheidungsfindung ob, wann, wie, zu welchem Zweck und mit wieviel Aussicht auf Erfolg militärische Macht eingesetzt werden kann und sollte. Das kann, wie der Irak Krieg vor allem in den USA gezeigt hat, für sie Gewissensfragen aufwerfen einschließlich von Rücktrittserwägungen.

Auf diese Situationen könnten Soldaten und Soldatinnen durchaus besser vorbereitet werden, denn die Kriege im Irak und Afghanistan haben zu einer sehr tiefgreifenden Forschungsdiskussion geführt über Verantwortung und das Recht oder sogar die Pflicht Einzelner unter bestimmten Umständen den Dienst zu verweigern.

Eine Regierungsentscheidung Waffengewalt zu nutzen, muss schließlich entlang der Befehlskette bis zum einfachen Soldaten adäquat kommuniziert werden. In militärischen Organisationen mit einer Doktrin der Auftragstaktik bedeutet das auch, dass Offiziere nicht nur in der Lage sein sollten die politischen Begründungen weiterzugeben und zu erklären, sondern auch zumindest bereit sind moralische Fragen zuzulassen und mit Hinblick auf die grundlegenden Werte und Tugenden der Einheit, Waffengattung oder der Streitkräfte insgesamt zu erörtern. Idealerweise sollte dies schon vor dem Einsatz geschehen, aber auch im Einsatz möglich sein.

Befehle allein können nicht weiter helfen in einem Umfeld, das seit den Nürnberger Prozessen von Soldaten erwartet, ja sie sogar dazu verpflichtet, illegale Befehle zu verweigern. Das bedeutet, dass Soldaten befähigt werden müssen diese Unterscheidung selbst machen zu können. Das ist auch unsere Aufgabe. Soldaten müssen nicht nur die Rechtslage kennen, soweit sie auf sie zutrifft, sondern diese auch von moralischen oder ethischen Grundsätzen unterscheiden können, um dann gegebenenfalls abzuwägen ob moralische Prinzipien fundamental verletzt werden, wenn sie einen Befehl ausführen oder nicht. Sie müssen lernen kritisch und eigenständig zu denken.

Das heißt nicht, dass Anweisungen, Befehle oder Entscheidungen immer diskutiert oder demokratisch behandelt werden sollen. Situation, Problemlage oder Fragestellung und Zeitrahmen bestimmen nicht nur ob dies angemessen oder möglich ist, sondern auch was genau Ethiklehre anstreben und erreichen sollte. Die Fähigkeit kritisch und ethisch reflektiert zu handeln ist eine unabdingbare Voraussetzung dafür, dass Soldaten und Soldatinnen den moralischen Mut aufbringen einer Forderung nachzukommen, die aus dem britischen Chilcott Report, der offiziellen Untersuchung des Irak Einsatzes, hervor ging: „to speak truth to power“, also gegenüber auch Übergeordneten gut begründete Kritik zu äußern im Interesse des militärischen Auftrags.

Gerade im heutigen Konfliktumfeld ist eine Erörterung eines politischen Ziels und eventueller ethischer Bedenken notwendig, um es Soldaten oder Einheiten zu ermöglichen adäquat zu handeln und mit militärischen Mitteln die Voraussetzungen für einen politischen Frieden mit herzustellen oder zumindest nicht zu erschweren oder gar vereiteln.

Stellen doch Einsätze, bei weitem nicht nur Kampfeinsätze, die Menschen vor extrem schwierige, zeitlich komprimierte und potentiell folgenschwere Entscheidungen. Zukünftige ethische Herausforderungen verschiedener Methoden der Kriegsführung, einschließlich extremer Szenarien wie Städtekrieg, oder neuer Waffensysteme wie zum Beispiel Kampfdrohnen oder die zunehmende Automatisierung, gepaart mit maschinellem Lernen und künstlicher Intelligenz, erweitern an sich schon die Bandbreite ethischer Komplexität.

Es ist allerdings wichtig zu betonen, dass neue Technologie, die heute in den Einsatz kommt, erst über einen längeren Zeitraum tatsächlich im vollen Umfang ihrer Auswirkungen auf die ethischen Rahmenbedingungen von Einsätzen, und auf einzelne Soldatinnen und Soldaten sowie Einheiten, beobachten und verstanden werden kann.

So haben uns zum Beispiel die Erfahrung von Drohnenpiloten gelehrt, dass diese Art von ‚ferngesteuerter Kriegsführung‘ nicht unbedingt, wie oft in

öffentlichen Diskussionen angenommen, leichter ist, zumindest nicht für die Ausführenden, die sehr wohl mit psychischen Auswirkungen und ihren Gewissenskonflikten konfrontiert werden. Es ist nicht erstaunlich, dass die USA in diesen Einheiten heute Rekrutierungsprobleme hat.

Für Militärethiker ist deshalb die Nähe zur oder der Austausch mit der Praxis besonders wichtig. Nur so kann man anekdotische Eindrücke gewinnen, wie sich neue Technologien oder Ansätze auf Personal auswirken, um dann gegebenenfalls systematische Untersuchungen anzuregen, die grundlegende ethische Probleme identifizieren und mögliche Lösungsvorschläge entwickeln.

Darüber hinaus stellen neue Einsatzformen, wie zum Beispiel die Verlegung kleiner, mobiler, vorwärts agierende Gruppen nicht nur von Spezialkräften, sondern auch der regulären Landstreitkräfte, für Einzelne eine viel größere ethische Herausforderung dar, als Einsätze in größeren Verbänden, die zumindest zeitweise Austausch mit Kameraden und Kameradinnen sowie, falls nötig, ein vertrauliches Gespräch mit einem Vorgesetzten, zulassen.

Gleichzeitig können Vorgesetzte da auch selbst ihre Leute beobachten und einschreiten, falls sie psychische Überlastung vermuten und damit zumindest versuchen, die Gefahr einzudämmen, dass der oder die Betroffene entweder unethisch handelt oder mit den eigenen Moralvorstellungen hadert, weil sie von sich selbst glauben, unethisch gehandelt zu haben.

Beide Aspekte sind für Streitkräfte als Organisationen ebenso wie den Einzelnen von zentraler Bedeutung. Denn es ist nicht nur die Ausführung und das effektive Erreichen des militärischen Auftrags in Gefahr, sondern kurz, mittel und möglicherweise langfristig das ethische Gerüst und die moralische Balance jedes Soldaten und jeder Soldatin.

Sicher sind nicht alle gefährdet, aber selbst wer nicht später mit sogenannter ‚moral injury‘ kämpfen muss, braucht das Rüstzeug moralische Konflikte zu lösen und auch im Nachhinein mit sich selbst in Einklang zu bringen und damit möglicherweise in Charakterstärke und also Persönlichkeit zu wachsen.

Mit immer schneller werdenden Entscheidungszyklen und technologiebedingtem Verlust von (kognitiver) Kontrolle selbst über die eigenen Waffensysteme und Prozesse, potenzieren sich die Risikofaktoren für Führungspersonal und ihre Teams, dauerhaft seelischen Schaden zu leiden.

Es ist unwahrscheinlich, dass moral injury in jedem Fall vermieden werden kann, sind doch die Faktoren der persönlichen Biographie ebenso wie die situationsbedingten möglichen Auslöser für moral injury extrem vielfältig. Das heißt aber dennoch, dass wir versuchen müssen den Einzelnen ein so gut wie mögliches Rüstzeug für solche Situationen mitzugeben.

Ein Weg dazu führt ganz klar über das ‚Klassenzimmer‘, einem sicheren Ort in dem die Studierenden Soldaten jeden Dienstgrads ethisch und moralisch schwierige Situationen durchspielen und miteinander durchdenken können ohne befürchten zu müssen, dass daraus reale Konsequenzen folgen durch die andere oder sogar sie selbst Schaden nehmen. Jedem und jeder Vorgesetzten, der oder die einen ethisch motivierten Führungsstil anstrebt, muss daran gelegen sein, dass seine oder ihre Leute nicht nur physisch, sondern auch psychologisch oder seelisch so heil wie möglich vom Einsatz zurückkommen.

Das ist keineswegs eine leichte Aufgabe, wenn man bedenkt wie viele verschiedene und nicht notwendigerweise kompatible Anforderungen an militärisches Führungspersonal gestellt werden. Selbst unter enormer Komplexität und Zeitdruck den militärischen Auftrag so umzusetzen, dass ethische Prinzipien, einschließlich derer die aus den Kriterien des jus in bellum erwachsen, nicht verletzt werden und sich adäquat um das seelische Wohlergehen der eigenen Leute zu kümmern ist extrem schwierig.

Im Unterrichtsraum können diese extremen Stresssituationen nicht vollkommen nachgestellt werden, aber man kann die Zeit die man dort, aber nicht im Einsatz, hat dazu nutzen, Szenarien zu durchdenken. Dabei ist es oft sehr wichtig, dass das Lehrpersonal der Gruppe Möglichkeiten eröffnet untereinander nicht nur das Szenarium zu diskutieren, sondern selbst

gemachte Erfahrungen auszutauschen. Unter Anleitung des Tutors kann das oft zu einem besonders großen Erkenntnisgewinn führen. Einer meiner Studenten schlug in seiner Magisterarbeit die Verwendung von Geschichten vor, die es erlauben realistische Szenarien auszuloten und zu diskutieren.

Das kann auch bedeuten, dass man Studenten die Freiheit geben muss Einwände gegen Themen oder Problemstellungen vorzubringen und mit Anleitung des Lehrenden in der Gruppe zu diskutieren. Wenn es gut läuft, dann beteiligen sich mindestens zwei mit gegensätzlichen Positionen, die dann den Ausgangspunkt für eine lebhafte Diskussion bilden, an der sich dann die ganze Gruppe beteiligt und die man dann allmählich zu den Lehrinhalten führt.

Ich habe das selbst erlebt in meinen Kurs zu ‚Gender, Streitkräfte und Krieg‘ in dem eben solche Diskussionen dazu führten, dass die anfangs skeptischsten Studenten sich am Ende zu Gender Advisors ausbilden lassen wollten.

Im Zusammenhang mit den Kriegen in Irak und Afghanistan kam in anderen Gruppen immer wieder die Frage auf: Warum sollen wir uns an internationales Recht und ethische Vorgabe halten, wenn der Feind das nicht tut? Ein zentraler Punkt war hier oft, dass die Einhaltung rechtlicher und moralischer Prinzipien auch eine Frage des moralischen Selbstbildes ist. Kurz gesagt, wer sich gegen das Folterungsverbot vergeht, vergeht sich auch gegen sich selbst und reduziert seine Erwartungen in die eigenen ethischen Verhaltensstandards;

dies kann auch der Fall sein, wenn die politische Instanz Folterung nicht nur toleriert, sondern befohlen hat.

Hier besteht dann ebenfalls die Gefahr von moral injury, was auch bedeuten kann, dass ein Mensch eine Reduktion der äußeren ethischen Rahmenbedingungen empfindet, was in anhaltenden Kampfeinsätzen durchaus der Fall sein kann, und die eigenen Erwartungen diesen reduzierten externen Normen und Standards anpasst. Wenn dies ein Prozess immer niedriger werdender Verhaltensnormen wird, dann steigt unter diesen Umständen letztlich die Gefahr, dass er oder sie Kriegsverbrechen verübt.

Dies zu verhindern ist nicht nur für Betroffene individuell eine große Herausforderung vor allem wenn sie Kameraden auf teilweise grausame Art verloren haben oder sich von ihren Vorgesetzten verlassen oder verraten fühlen (ob zu Recht oder nicht). Es ist auch Aufgabe gerade dieser Vorgesetzten, ein Abrutschen ihrer Teamangehörigen in moralische und ethische Abgründe zu verhindern und das obwohl auch Vorgesetzte in Gefahr sind moral injury zu erleiden und selbst womöglich wesentlich isolierter sind als ihr Team. Für sie ist es schwierig eventuelle Symptome an sich zu erkennen und deshalb noch schwieriger tiefer greifend moralischen Verletzungen vorzubeugen.

Sich dieses Risikos erst im Einsatz bewusst zu werden ist viel zu spät. Das muss schon lange im Voraus erkannt, verstanden und durchdacht werden.

Unterricht, selbst wenn er praxisbezogen stattfindet, kann das wirkliche Erleben nicht vollkommen vorausnehmen. Er kann aber mentale, intellektuelle und emotionale Grundlagen schaffen, so dass Soldaten nicht völlig unvorbereitet mit diesen Situationen konfrontiert werden.

Das gleiche gilt übrigens auch für Spezialkräfte, deren ausgeprägtes Kämpferethos oft als Quelle militärischer Effizienz und Kampfkraft gesehen und, auch von Angehörigen anderer Truppen- oder Waffengattungen und Teilstreitkräften, bewundert wird. In der informellen Hierarchie stehen diese Eliteeinheiten ganz oben.

Wenn aus dem militärischen Ethos dieser Einheiten aber ein Elitebewusstsein entsteht, das den operativen Sonderstatus in eine Art Ausnahmestatus verwandelt, der niedrigere Verhaltensstandards legitimiert, dann kann das zum Verfall ethischer Grundlagen führen. Wenn außergewöhnliche Einsatzbedingungen und Auftrag aus ihrer Sicht außergewöhnliche Maßnahmen erfordern, dann sind letztere in dieser problematischen Logik gerechtfertigt. Wenn damit die Perzeption des direkten Umfeldes die Moralvorstellungen herabsetzt, dann ist es auch kein weiter Schritt zu einer reduktiven Neuauslegung des militärischen Wertesystems und der Tugenden

der Einheit. Dann besteht nicht nur eine Dissonanz zum Wertesystem der Organisation, sondern im schlimmsten Fall auch dem Kriegsrecht.

Dazu tragen eine Reihe von Faktoren bei, nicht zuletzt die Isolierung im Einsatz, die eben auch bei den neuen regulären kleinen Einheit diese Gefahren birgt, ein überzogenes und hypermilitaristisches Elitebewusstsein, das auch zu problematischen, Status etablierenden Ritualen führt, wie zum Beispiel eine Wettbewerb über die ‚kill rate‘ von Zivilisten die mit mitgebrachten Waffen präpariert wurden oder dem Sammeln kleiner Menschenknochen für eine Halskette, wie das der Anführer des sogenannten Kill Teams (Stryker Brigade) der amerikanischen Landstreitkräfte 2011 in Afghanistan getan hat.

Diese und ähnliche Verhaltensmuster und ethische Vergehen sind uns von einer Reihe von Spezialkräften bekannt, nicht zuletzt den australischen wie aufgezeichnet im Brereton Bericht, der auch zur Strafverfolgung einiger Kriegsverbrechen geführt hat.

Selbstverständlich kann man hiervon eine ganze Reihe sehr guter Gründe und Ziele für militäretische Lehre ableiten. Lassen Sie mich speziell drei ausführen:

- Eine Hinterfragung der Auslegung der militärischer Wertesysteme und Tugenden

- Die Anwendung dieses Wertesystems und Tugenden im täglichen Betrieb, nicht nur im Einsatz
- Die gegenseitige Bestärkung, diese Wertesysteme und Tugenden aufrecht zu erhalten und zu hinterfragen

Die Auslegung des Wertesystems und der Tugenden der Einheit, Truppengattung, Teilstreitkraft oder der Streitkräfte insgesamt ist nicht unproblematisch. Was zum Beispiel ist Integrität? Legt man Integrität als sich selbst treu bleiben aus, dann bedeutet dies nicht notwendigerweise, dass der oder die Betroffenen die Verhaltensweisen an den Tag legt, die Organisationen wertschätzen, wie zum Beispiel Aufrichtigkeit, Redlichkeit oder Unbestechlichkeit.

Narzisstische, manipulative oder toxische Menschentypen würden auch für sich beanspruchen, dass sie sich selbst treu bleiben müssen. Jedoch sind sie nicht geeignet konstruktiven Teamgeist oder Vertrauen anderer, vor allem Untergebener, in sie zu stärken. Sie werden leicht zu ‚toxic leaders‘. Damit stellen sie auch ein Risiko für den militärischen Auftrag dar und fügen ihrem eigenen Team und einzelnen Soldaten und Soldatinnen womöglich Schaden zu.

Vielleicht noch problematischer ist das Konzept der Loyalität. Wem oder was ist diese Loyalität zu zollen? Das Motto ‚was im Einsatz passiert bleibt im

Einsatz' trifft in erster Stelle auf die Einheit zu. Es ist nicht ungewöhnlich, dass der Zusammenhalt von Einheiten oder sogar größeren Verbänden unter allen Umständen zum höchsten Gut erhoben wird.

Das ist auf der einen Seite verständlich, weil der zugrundeliegende Gedanke das ‚miteinander durch dick und dünn Gehen‘ betont und fördern soll. Auf der anderen Seite ist es hochproblematisch, wenn sich die Einheit ethischer oder sogar rechtlicher Vergehen schuldig gemacht hat. Dann darf das Prinzip nicht mehr gelten, um die Organisation insgesamt und den Auftrag nicht zu gefährden und zum Schutz derer die daran nicht beteiligt waren.

Wenn Streitkräfte eine ethische Organisations- und Führungskultur verwirklichen wollen, dann müssen sie den Mitarbeitern, die diese Kultur praktizieren und vertiefen wollen den Rücken stärken, und zwar täglich, im Berufsalltag. Nur so werden die, die aus Furcht vor Repressalien nicht einschreiten, den moralischen Mut aufbringen genau das zu tun, auch wenn sie damit ein Risiko eingehen.

Das Leben nach ethischen Prinzipien moderner Streitkräfte will gelernt sein. Das kann nicht nur im Hörsaal oder Unterrichtsraum stattfinden, sondern muss praktiziert werden auf und zwischen jeder Ebene. Es ist ein Prozess, der immer wieder hinterfragt und adaptiert werden muss. Man kann von Menschen nicht

erwarten, dass sie in Stresssituationen, in denen sie selbst Gefahren ausgesetzt sind, nach moralischen Prinzipien handeln die sie vorher nie praktiziert haben.

Dazu gehört ebenso, dass man hinterfragt ob scheinbar technische oder operative Vorgänge oder Abläufe vielleicht ethische Dimensionen haben, die bisher unreflektiert geblieben sind. Organisatorische Systeme und Prozesse werden oft als neutral und ethisch unproblematisch betrachtet. Das ist aber nicht notwendigerweise der Fall. Wir wissen, dass Algorithmen diskriminieren. Das liegt daran, dass sie von Menschen, die selbst wissentlich oder unwissentlich voreingenommen sind, konzipiert und geschrieben werden. Die Ethik die sie einbauen, ist die die in Form von automatischen Entscheidungen und Prozessen herauskommt.

Wenn diese und andere Systeme innerhalb des eigenen Personals, aber auch zwischen Menschen im Einsatzgebiet diskriminieren, dann wird das nicht notwendigerweise für außenstehende Beobachter gleich deutlich. Betroffene aber erfahren diese Diskriminierung. Das kann mit der Zeit einen Keil, so klein er anfangs sein mag (wobei viele kleine Keile den Effekt eines großen Keils haben können), zwischen Teammitglieder oder die Einheit und die lokale Bevölkerung treibt, der Vertrauen zerstören kann. Vertrauen ist immer ein wichtiges Gut. In Streitkräften ist es die Grundlage für effektive Zusammenarbeit und Auftragsausführung. Im Einsatz kann es die zentrale

Voraussetzung für effektive Zusammenarbeit mit der Bevölkerung und zwischen Alliierten sein.

Es ist aber auch die Grundlage dafür, dass sich Kameraden gegenseitig an ihre ethischen Verpflichtungen erinnern können, falls notwendig ihr Verhalten korrigieren und voneinander lernen, und, ganz wichtig, sich gegenseitig darin zu unterstützen auch in schwierigsten Situationen an militäretischen Werten und Tugenden festzuhalten.

Gleichzeitig obliegt es höherem und mittlerem Führungspersonal genau diese Werte und Tugenden vorzuleben und die, die sie täglich umzusetzen versuchen, mit aller Kraft zu unterstützen. Genau das hat vor ein paar Tagen der britische Chef des Generalstabs, Sir Patrick Sanders, getan. Er traf die erstaunliche Entscheidung 3 PARA nicht im Rahmen einer NATO-Mission nach Nord Mazedonien zu verlegen und tat dies mit einer fast noch erstaunlicheren Begründung.

Angehörige der 3 PARA hatten eine junge Frau mit in die Baracke genommen, wo sie mit ihrer Einstimmung sexuelle Beziehungen hatten. Andere Kameraden hatten die Ereignisse gefilmt und auf sozialen Medienkanälen veröffentlicht. Sir Patrick befand, dass dies nicht den erwarteten hohen Verhaltensstandards der British Army entsprach und als Erniedrigung der jungen Frau gesehen werden könne. Jeder Auslandseinsatz sei ein Privileg, für das sich jede Einheit

adäquat vorzubereiten habe. 3 PARA erfülle den erwarteten Standard nicht und er sei nicht bereit die NATO-Mission zu riskieren. Er sei sich sicher, dass 3 PARA das Problem reflektieren und ihre Organisationskultur verbessern würden.

Das ist ethische Führung. Um sie so effektiv umsetzen zu können muss sie nicht nur konzeptionell gelernt, sondern ihr Wert auch jeden Tag aufs Neue durch Praxis demonstriert werden. Sein Schlusssatz bringt uns wieder zurück zu zivil-militärischen Beziehungen: „Meine Botschaft an die Army ist klar: Unsere Arbeitsbefugnis beruht auf Vertrauen (trust) und Zutrauen (confidence) und wir müssen uns selbst an den höchsten Standard messen.“

Wenn Ethiker und verwandte Fachrichtungen und nicht zuletzt das *Institut für Religion und Frieden* dazu beitragen, dann leisten sie wertvolle Arbeit für Sicherheit und Frieden. Ich wünsche dem Institut noch mindestens weitere 25 Jahre und viel Erfolg in seiner Arbeit, deren Wert und Notwendigkeit gerade heute nicht zu überschätzen ist, und danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit.

Ich bin gerne bereit, nun eine kleine Diskussionsrunde anzuschließen.